

81

## Smetse der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

„Ach,“ weinte der Teufel, „meine früheren Dienste sind nicht anerkannt worden. Die hündischen Reformierten sind bei Gott, und ich brenne im tiefsten Höllenpfuhl. Da muß ich ohne Ruhe und Rast die Psalmen der Reker singen: harte Strafe, mausprechliche Pein! Diese Gefänge gehen meine Kehle auf und nieder, rollen in meiner Brust und zerreißen mir inwendig den Leib wie ein Stachelschwein, dessen gesträubte Stacheln von Eisen wären. — Bei jedem Laut neue Verletzung, blutende Wunde, und immer, immer muß ich singen, und so wird es sein durch die ganze lange Ewigkeit.“

Bei dieser Rede ward Smetse schier erschrocken, da er merkte, wie hart Gott Jakob Hessels gestraft hatte. Und er sagte zu ihm:

„Trinket, Herr, dieses Braumbier ist wunden Kehlen Balsam.“

Plötzlich läutete die Glocke.

„Smetse,“ sagte der Teufel, „komm mit, die Stunde ist da.“

Aber der gute Schmied senkte gar tief und gab keine Antwort.

„Was sieht Dicht an?“ fragte der Teufel.

„Ach,“ sprach Smetse, „ich beklage eure Ungeduld. Hab' ich Euch denn hier so übel aufgenommen, daß Ihr mir nicht erlauben wolltet, vor meiner Abreise mein Weib ein letztes Mal zu umhalsen, desgleichen meine guten Gesellen, und meinen schönen Zwetschenbaum zu betrachten, auf dem gar saftige Zwetschen sind? Ach, ich möchte mich davon noch ein wenig erquicken, ehe denn ich an den Ort gehe, da ewiger Durst ist.“

„Wähne nicht, mir zu entweichen,“ sprach der Teufel.

„Das sei ferne von mir, Herr,“ sagte Smetse. „Folget mir, ich bitte Euch gar demütiglich.“

„So laß uns gehen, aber nicht lange,“ sagte der Teufel.

Da sie im Garten waren, sing Smetse abermals an zu senzen.

„Ach,“ sagte er, „da sind meine Zwetschen, Herr, gestattet Ihr, daß ich hinaufsteige und mich sattesse?“

„Klettere hinauf,“ sprach der Teufel.

Da Smetse auf dem Baum war, hub er an gierig zu essen und mit lautem Schmaßen der Saft zu schlürfen. „Ha,“ rief er aus, „Zwetschen aus dem Paradiese, Zwetschen für Christen, wie groß seid ihr! Ihr würdet hundert Teufel, so in der untersten Höllen brennen, erlaben. Durch Euch, ihr freundlichen, lieblichen Zwetschen, weicht die bittere Melancholei aus meinem Magen; durch euch, irische, zudrige Zwetschen, dringt unendliche Süße in mein Blut. Ha, ihr saftigen, fröhlichen Zauberzwetschen, o, daß ich euch nicht allzeit lutschen kann!“

So Sprechend, pflückte Smetse immerzu, aß und schlürfte den Saft.

„Knider!“ sagte der Teufel, „Du machst, daß mir das Wasser im Munde zusammenläuft. Was wirfst Du mir nicht eine dieser so trefflichen Zwetschen herunter?“

„Ach Herr,“ sprach Smetse, „das kann ich nicht. Sie würden beim Herunterfallen zergehen, so zart sind sie. Aber so es Euch beliebt, auf den Baum zu steigen, so würdet Ihr groß Ergötzen haben.“

„Das will ich,“ sprach der Teufel.

Als er sich fest auf einen starken Ast gesetzt hatte und sich da nach Herzenslust erlabte und Zwetschen aß, stieg Smetse behend herunter, nahm einen Knüppel, so auf dem Rasen lag, und hub an, ihn aus allen Kräften damit zu schlagen. Da der Teufel die Schläge fühlte, wollte er auf den Schmied losspringen, aber er konnte nicht, denn die Haut seines Gesichtes klebte am Ast fest. Er zischte, schäumte und knirschte vor rasender Wut und auch vor Schmerz, welchen ihm seine gezerrte Haut verursachte.

Indessen waltete Smetse ihn durch und liebte ihn mit dem Stock an allen Stellen seines Leibes und zerwürbte ihn

bis auf die Knochen, zerfetzte seinen Kittel und gab ihm gar munter die schönsten und stärksten Prügel, so je im Lande Flandern ausgeteilt worden. Und dabei sprach er: „Ihr laßt kein Wort über meine Zwetschen hören, Herr; sie sind jedoch gut.“

„Ha!“ schrie Hessels, „warum bin ich nicht frei!“

„Ach ja! Was seid Ihr nicht frei?“ antwortete Smetse.

„Ihr würdet mich einen lieben, kleinen Henker unter Euren Freunden ausliefern, welcher mich frei nach Eurem gefährten Rezepten wie Schinken zerschneidet; denn Ihr kanntet Euch, so dencht mich, in Martern aus. Aber mein Stock macht Euch doch keine Pein? Ach, was seid Ihr nicht frei! Ihr würdet mich auf einen gesegneten Galgen hängen und da würde man mich frei in der Luft baumeln sehen, und frei heraus würde Meister Hessels lachen. Und also hätte er seine Rache dafür, daß ich ihn nun mit so großer Freiheit durchwalte. Denn nichts auf dieser Welt ist so frei, wie ein freier Prügel, welcher frei auf einen unfreien Ratsherren fällt. — Ach ja, was seid Ihr nicht frei! Ihr würdet mir den Kumpf vom Kopfe befreien, wie Ihr mit so großer Freude bei den Herren van Egmont und van Hoorn tun liebet. Ach ja, was seid Ihr nicht frei! Dann sähe man Smetse auf etwelchem guten kleinen Scheiterhaufen, welcher ihn frei braten würde, wie es den armen reformierten Mägdelein geschah; und Smetse lobfänge gleich ihnen mit freier Seele dem Gotte der frei Glaubenden und dem Gewissen, das stärker ist, denn Feuer, dieweil Meister Hessels Braumbier tränke und sagte, daß es gut schäumte.“

„Ha,“ sprach der Teufel, „warum schlägt Ihr mich so grausam, ohne Mitleid mit meinen weißen Haaren?“

„Sintemalen Deine weißen Haare,“ sagte Smetse, „das Fell eines alten Tigers sind, so unsere Lande verbeerte; maßen es mir Spaß macht, ihn mit Eichenholz einzureiben und auch dafür, daß Du mir Erlaubnis gabest, noch sieben Jahre in dieser Welt zu verbleiben, allwo ich mich wohl befinde, wenn es Dir beliebt.“

„Sieben Jahre,“ sprach der Teufel, „darauf rechne nicht; lieber will ich unter Deinem Knüppel bluten.“

„Ja! ich sehe es wohl,“ antwortete Smetse, „Eure Haut nascht gern Prügel. Diese sind übrigens gut. Jedoch eine fette Mähigkeit ist dem, so zuviel davon isset, schädlich. Drum, so Ihr genug davon habt, tut es mir gnädigst zu wissen. Ich werde mit dem Traktament aufhören, aber Ihr müßet mir alsdann sieben Jahre geben.“

„Niemand,“ sprach Hessels. Und er hob die Nase gen Himmel gleich wie ein heulender Hund und schrie: „Alle Teufel zu Hilfe!“ Und das so grimmig und erschütterlich, daß beim Ton seiner heiseren Stimme, so wie hundert Trompeten lang, alle Gesellen herbeiliefen.

„Ihr habt nicht laut genug geschrien,“ sprach Smetse, „ich will Euch helfen.“ Und er schlug noch stärker und der Teufel schrie noch lauter.

„Sehet her,“ sagte Smetse, „wie hübsch der Stock diese artige Nachtigall auf meinem Zwetschenbaum singen macht. Sie zwitschert ihr Liebeslied und ruft ihr Liebchen. Es wird balde kommen, Herr, aber wartet unten darauf, denn der Nachttau ist, wie man sagt, auf der Höhe schädlich, von wegen der Windstöße.“

„Baas,“ fragten etliche Gesellen, „ist es nicht Messire Jakob Hessels, der Blutrath, welcher da auf Deinem Zwetschenbaum sitzt?“

„Ja, Burschen,“ antwortete Smetse, „das ist dieser würdige Mann. Er sucht je und die Höfen, wie er sein ganzes Leben getan hat. Auch hat er es in der Luft geendigt, indem er den Vorübergehenden die Zunge herausstreckte. Denn wer vom Galgen ist, kehrt an den Galgen zurück, und wer vom Strick ist, den muß man dem Stricke zurückgeben. Das sehet geschrieben.“

„Baas,“ fragten sie, „örner, wir Dir nicht helfen, ihn herunterzuholen?“

„Ja,“ sprach er, und die Gesellen gingen in die Schmiede. Indessen redete der Teufel kein Wort und versuchte sein Gesicht vom Ast loszureißen. Er bewegte sich heftig, mühte sich ab und wand sich auf h. nerte, lei Mt, brauchte Füße, Hände und Kopf als Hebel, um loszukommen, aber vergebens.

Und Smetse schlug ihn gewaltig und sprach: „Herr Rat, Ihr sitzt fest im Sattel, so deucht mich. Ich will Euch herunterholen, denn so ich es nicht tue und Euch mit aller Kraft durchbläue, würdet Ihr mir den Baum samt den Wurzeln aus der Erde reißen, und die Leute sähen Euch allerorten lustwandeln und den Zwetschenbaum als Schwanz an Gesicht nachschleppen. Das wäre ein jämmerlich und lächerlich Schauspiel für einen so edlen Teufel wie Ihr. Schenket mir lieber die sieben Jahre.“

„Baas,“ riefen die Gesellen, welche mit Stangen und Hämmern aus der Schmiede zurückkamen, „wir stehen zu Deinem Befehl; was sollen wir tun?“

„Da ich ihn mit Eichenholz gefämmt habe,“ sprach Smetse, „muß er jetzt mit Stangen und Hämmern gelaßt werden.“

„Danke, Smetse, danke!“ schrie der Teufel; „Stangen und Hämmer, das ist zuviel; die sieben Jahre sind Dein, Schmied.“

„Schreibe flugs die Quittung,“ sprach Smetse.

„Da ist sie.“

Der Schmied nahm sie, sah daß sie gut war, und sprach: „Du magst heruntersteigen.“

Aber der Teufel war so schwach und lendenlahm vom Prügel, daß er auf den Rücken fiel, da er zu springen vermeinte. Und er machte sich hinkend davon, bedräute Smetse mit der Faust und sprach: „In sieben Jahren wart ich Dein in der Hölle, Schmied.“

„Das magst Du,“ sprach Smetse. (Fortf. folgt.)

### Inquisition in Schilda.

Friedrichshagen ist zwar nicht so berühmt wie die Klassikerstadt Weimar oder andere Stätten der Geistesgeschichte. Aber es hat, um mit Bölsche zu reden, einige „Dünker-Noten“ der Literaturgeschichte verschuldet als ein Ort, mit dem ein Stück literarischen Lebens verknüpft ist. Vor 25 Jahren hatten hier die jungen Geister vom Kreise der „Freien Bühne“ (die heute neue Rundschau heißt, und der zu jener Zeit Wily. Bölsche vorstand) ihr Hauptquartier. Hauptmann hat in der Gegend gewohnt, und alles, was in jener Geistesbewegung von 1890 einen Namen hat, hat irgendwie in Beziehung zu jenem Vorort Berlins und seiner Künstlergemeinde gestanden. Strindberg, Hansson, Maday, die Gebrüder Hart und Kauffmeyer, Hartleben, Willi Pastor, Peter Hille: sie und manche andere weilten auf längere oder kürzere Zeit in dem damals noch dörflich-idyllischen „Frisenwalde“, in dem morgens das Tuten des Kuhhirten, der das Vieh durch die ungepflasterte, von Maulbeerbäumen aus der Zeit des alten Fröh umsäumte Hauptstraße trieb, die Bewohner aus dem Schlaf wedete. Heute ist die Friedrichshagener Schar längst auseinandergegangen. Nur die Weiden, die zuerst die Einsamkeit von See und Heide entdeckt hatten, sind ihr auch treu geblieben: Bruno Wille und Bölsche.

Die Friedrichshagener „Böheme“ mit ihren teilweise recht originellen Gestalten ist öfter, legendär verbräunt, geschildert worden. Daß es hier aber, im Gegensatz zwischen biderben Bürgern und den Künstlern, manchmal zu recht humoristischen Situationen kam, läßt sich denken. Menschen der Enge und Menschen der Weite! Kengstliche Ordnungsmenschen und renitente Geister, die den Umsturz predigen! Man darf vor allem aber nicht vergessen, welche Zeit damals war, um sich das Bildchen anzumalen. Wiberpelz-Atmosphäre wehte! Man malte dem Bürger den Kinderfrosch des bösen Sozialismus an die Wand, und die Bespichelung blühte. Und die Wechsbahn saßen nicht nur in Erker, wenn sie auch anderwärts feiger, kriecherlicher, kleiner waren als ihr Kollege aus dem Wiberpelz.

Friedrichshagener Erinnerungen aus jenen Tagen zwischen 90 und 95 erzählt jetzt Bruno Wille in einer Art humoristischer Idylle „Das Gefängnis zum Preussischen Adler. Eine selbsterlebte Schildbürgererei.“ Die Geschichte hat einen politischen Hintergrund, der in jener Zeit erregter Kämpfe um die Geistesfreiheit von größter Bedeutung war. Aber sie spielt sich in einer Atmosphäre ab, in einer Enge, in der die Weltgeschichte, in der Preußen und alle Geisteskämpfe zu einer Pötte für die Puppenbühne und den Hanswurst werden.

Wenn ich ganz knapp sagen soll, was der Inhalt des Buches ist: Inquisitionsgericht in Schilda.

Mit Bespichelung und Schilfauzen fängt das an. Dr. Bruno Wille ist als Religionslehrer der Freireligiösen Gemeinde dem Kultusministerium verhaftet. Man sucht ihn Fußangeln zu legen, und ein selbstverretender Amtmann, Rat Vogel, der Fasel genannt, bemüht sich, Wille im Verhör über seinen „Atheismus“ auf Glatt-eis zu loden. Eines Tages wird Wille dann der Unterricht, den er, ohne einen Unterrichtsschein zu besitzen, den Kindern der Frei-

religiösen erteilt, unter Androhung von Strafe untersagt. Das war die Zeit des Fiedlischen Säulasebentwurfs! Um das Verbot zu begründen, frante die Kultusbehörde aus der „Konferenzenliste“ einige veritaubte Kabinettsordern, etwa aus der Zeit von Jena, hervor. Die Sache war für die Freireligiösen schließlich eine Prinzpienfrage. Wille unterrichtete weiter, und eines Tages präsentiert ihm der Exekutor eine Rechnung über 2400 M. für unerlaubte Unterrichtserteilung. Da aber die Pfändung fruchtlos ist, muß Bruno Wille, wie jener andere Bruno (Giordano), in den Kerker der Inquisition, um für seine Ueberzeugung zu büßen. Und damit beginnt die Geschichte eine Wendung ins Nomifche zu nehmen, die von zwerchfellerschütternder Wirkung ist. Wille wird verhaftet und eingelocht. Die Kultusbehörde vertritt ihre Prinzpien; also muß Wille sie auch vertreten. Die Freireligiösen sind stolz auf ihren Märtyrer, den neuen Bruno; Versammlungen empörten sich über den modernen Inquisitionsprozeß und von den Litfajäulen schrien die Plakate: „Sibirien in Deutschland.“ Man malte eine furchtbare Henkerzerg, und Wille war der bedauerfste Mann in Deutschland. Bedauernswörter aber war die Friedrichshagener Behörde, der Wille und der Kultusminister mit ihrer Prinzpienreiterei etwas aufgepaßt hatten, was sie empfindlich drückte. Friedrichshagen hatte keine sibirischen Kerker, nicht mal ein vernünftiges Kretzlotal, sondern nur ein Mütchen für aufgegriffene Pennbrüder, eine ehemalige Waschküche im Hofe eines Gasthauses. Und in dieses Loch sollte Wille hinein! Friedrichshagen sah plötzlich Alldeutschlands Augen auf sich gerichtet, sah seine Gefängniszustände in der Presse „enthüllt“ und den Umsturz seine Verhältnisse unumwöhlen. Die Ortsbehörde hätte nun den Wille gerne laufen lassen. Aber er wollte ja ins Gefängnis; er macht direkt ein Anrecht darauf geltend. Und wie er einmal in dem Loch war, machte er noch mehr Rechte geltend. Es war schon so'n bißchen Erpreßung, Ausnutzung der Verteilung einer hohen Behörde. Und der „Inquisitionsexter“ wurde nachgerade zu einem fidelem Karzer. Die Sache war so ulsig, daß der Vorsteher der Freireligiösen Gemeinde, Frederici, der erwartet hatte, einen Märtyrer anzutreffen, fast empört war, als er bei einem Besuche Wille in behaglichster Lage und Laune fand und nun sah, daß man mit ungeheurer tragischem Apparat nur eine Kleinstädterpötte hatte inszenieren helfen. Man muß diese wunderbaren Gespräche zwischen Wille und seinem Gefängniswärter Volle lesen, wie der Gefangene dem Wächter der Ordnung Angst vor der Presse macht und die Gesetzesvollstrecker zur Ueberdrehung des Gesetzes zwingt. Er streift mit Volle stundenlang im Walde herum, und wenn Volle keine Zeit hat, bekommt Wille die Schlüssel und muß sich selber bewachen. Er empfängt seine Freunde und feiert mit ihnen im Kerker der Inquisition italienische Nacht, bei welcher Gelegenheit Paul Scheerbar mit dem „Kreuzkalt“, einem ledernen Tufhorn, die Feuerwehr alarmiert. Zu nächstlicher Stunde zecht der Staatsverbrecher sogar mit Strindberg und anderen in der Waldschänke und kann schließlich nicht in sein Quartier, weil — der Schlüssel zum Teufel ist. Und das passiert in Preußen, ohne daß der Staatsbau in Trümmer geht! Endlich kommt die Befreiung, nicht so sehr für Wille, als für die Friedrichshagener Behörde, und auch für eine andere Stelle, der die Affäre reichlich un bequem geworden. Ein Vizentiat erscheint in höherem Auftrag, um Wille zu veranlassen, daß er, wenn nicht um Erlassung der Strafe, was immerhin ein Anerkennnis derselben wäre, so doch um Urlaub, natürlich auf unbestimmte Zeit, einkomme. Es geht auf Weisnachten. Den Gefangenen überkommt alte Sehnsucht der Adventszeit, und er tut nach dem Räte des Vizentiaten. Der Urlaub wird bewilligt. Und verjöhnlich endet, mit allseitigem Aufatmen, der Inquisitionsprozeß von Frisenwalde, der eine Weise die Offenlichkeit in Atem gehalten hat.

Zwerchfellerschütternd ist diese Zeitsatire, die den vergeblichen Kampf der Macht gegen den Geist prächtig veripottet. Aber darüber hinaus enthüllt Wille den Humor der Ernsthaftigkeit und schafft eine nachdenklich vertiefte, köstliche Geschichte von der Verwirrung, die der Menschen mit ihren Stedenpferden, alias Prinzpien, in dem friedlichen Schilda des Daseins anrichten. Wir alle leben in Frisenwalde und tragen in uns unser Schilda mit seinen falschen, engen Einstellungen. Und davon kommt alles Anheil, von der Jch-Enge, die uns das Ganze, das Univerfum nicht sehen läßt. Und wir sind alle schuld daran, daß die Rebergerichte noch immer bestehen. So erhält Willes humorvolles Idyll einen tiefen Sinn, und die Wiberpelzatmosfera durchdrank mit zarter Lust die weisheitsvolle Lebensbetrachtung des Einsiedlers in der Miesernheide, alle Bitterkeit zu einem stillen, milden Lächeln verjöhnend. Und gerade dieser Ton macht einem das Werkchen so lieb. Es führt uns über die Zeitaktualität hinaus auf einen Standpunkt der wahren inneren Freiheit, die uns das reine Lachen lehrt, in dem so viel Güte schwingt. Ihr Ersten! Ihr Schildbürger! Humor ist, wenn man trotzdem lacht!

P. H.

### Die Streikversammlung im Walde.

Eine Erinnerung von F. Bierenkämper.

Das war ein Mai, der neumundachtziger. Bis tief in den April hinein stürmten kalte Regenschauer durch das Land, und aus Nordost blies ein eisiger Wind, der alles leimende Leben in seinen schützenden

\*) Jena, Verlag Eugen Diederichs.

Hillen hielt. Dann aber brach die Maiensonne hervor, und nun wuchs und quoll es in lauen Nächten, leimte und blühte — ein helles Jubilieren neuen Lebens.

Die Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier waren in den Streik getreten. Mit explosiver Kraft war die Bewegung zum Ausbruch gekommen, so wie der junge Frühling über Nacht in die Lande gezogen kam. Auch die Grubenklaven hatten sich gezählt und die Bande gesprengt, in die sie das Grubenkapital mit brutaler Macht geschlagen hatte.

Auf der alten Grube Hasenwinkel, die in einem Seitental der Ruhr liegt, wo man schon seit Jahrhunderten Kohle gegraben hatte, war auch die etwa 1500 Mann starke Belegschaft einmütig in den Streik getreten; es arbeitete kein Mann, nicht einmal die Fördermaschinisten. Die Belegschaft setzte sich durchweg aus einheimischen Bergleuten zusammen, die vielfach bis aus Sprockhövel und den umliegenden Ruhrgemeinden stundenweit zu Fuß den Weg zurücklegen mußten. Sie waren meistens Besitzer kleiner sogenannter Flammenlöten, die zur Not ein oder zwei Kühe hielten und mit Zähigkeit und Liebe an ihrer eigenen Scholle hingen. Für sie war die Grubenarbeit Tradition geworden, denn schon der Vater, der Großvater hatte auf dem Grubenbetriebe gearbeitet, als noch der Stollen und Schmelzbetrieb in Uebung war, und jetzt, wo die tiefergelegenen Kohlenpartien mittels Tiefbauschacht gewonnen wurden, arbeitete der Sohn als Kohlenhauer auf der Grube. Zu Großvaters Zeiten, noch zu Vaters Zeiten war es ein patriarchalisches Arbeiten gewesen, jetzt aber, wo die Grubenarbeit nach den kapitalistischen Methoden betrieben wurde, war die Arbeitsintensität gesteigert, war der Bergmann zum bloßen Lohnsklaven herabgesunken.

Wie viele Nachbarn und Bekannte von uns, so arbeitete mein Vater auch auf Hasenwinkel, hatte aber während der Zeit einen längeren Urlaub. Meine älteren Schulkameraden hatten meistens den Weg zur Grube einschlagen müssen, mich hatte ein gütiges Geschick davor bewahrt. Wenn die Arbeitskameraden meines Vaters des Sonntagsabends sich regelmäßig bei uns in der großen Stube des Kartentisch versammelten und über Arbeitsverhältnisse und politische Vorgänge sprachen, dann war ich schon als Schulknabe ein sehr aufmerksamer Zuhörer. Wie oft war ich Zeuge davon gewesen, wenn sie mit erbittertem Grimm von den schamlosen Wahlbeeinträchtigungen, von den Pappdeckelstimmzetteln sprachen, wenn sie über ungerechte Lohnabzüge witterten, über schofele Behandlung, und was alles über sich ergehen lassen mußten. Wie oft hatte ich die sehr schicksalvollen Worte gehört:

In die Erde lehnst den Pflug,  
Wenn du ruhest: „Jetzt ist's genug“.

Nun war der große Moment gekommen. Was sich jetzt ereignen würde, blieb mir, das wußte ich, bis an mein Lebensende bewahrt. Eine große Bergarbeitertragödie würde sich abspielen. Wie in Zolas *Germinale*, den ich eifrig verchlungen, als ein Freund meines Vaters den Roman ins Haus gebracht hatte, so mußte es kommen. Das war der Wunsch meiner lebhaften Knabenphantasie.

An einem Nachmittage hörte ich, daß nun auch Hasenwinkel „gefallen“ war. Die Bergleute kamen durch den Wald von der Grube zurück und sangen, junge Weizweige in den Händen tragend, aus voller Kehle. Es wurde nichts anderes mehr als vom Streik gesprochen. Das Wort Streik — häufig sagte man noch, der englischen Schreibweise entsprechend „Strike“ — war mir so fremdartig und neu, es barg so Revolutionäres und Geheimnisvolles in sich. Als der Abend dunkelte, ging ich in den nahen Wald und rührte mit einem Taschenmesser unter Aufzeichnung des Datums einige Zeichen in eine Buche, die mir das Gedächtnis an den Abend wachrufen sollten, was sie auch getan haben, denn der Baum trägt heute noch deutlich die Zeichen.

Die Szenen im *Germinale* leuchteten vor mir auf. Ich sah den alten Bonnemort, wie er in der nächtlichen Streikversammlung im Forst von Pan-de-Dames geisterhaft vom Mond beleuchtet auf einem Baumstamm stand, wie dann der junge Stephan die Massen mit feuriger Rede hinriß, wie sie nach der Grube Viktoria und Gaston-Marie strömten und die Maschinen und Kessel zertrümmerten. Ja, so ein Knabenerebnis, — so etwas hätte auch hier mal vorgehen müssen. Und sollte es nicht? Die langverhaltene Volkswut, der Streik... Wenn die Versammelten morgen nach der Versammlung, die im Zechenwäldchen stattfand, weil kein Wirt es wagte, seinen Saal herzugeben, wenn sie wild wurden?...

Dieser Versammlung mußte ich beiwohnen. Es war ein schöner Mittag. Mein gleichaltriger Jugendfreund und Nachbarkind Gustav H., der über Tage Pferdetrreiber war, und natürlich auch streikte — er lebt jetzt noch und wohnt in der Eppendorfermark — war mein Begleiter. Das Zechenwäldchen, in dem die Versammlung stattfand, sieht jetzt noch zum Teil. Man denkt von ihm direkt auf die in einer scharf eingeschnittenen Schlucht liegenden Zechenanlagen. Sonntagstill und verlassen lagen sie da, nicht ein weißes Dampfweilchen sah man emporkingeln. Der monotone Hub der großen Schachtpumpe, die die kalten Wasserzuströme kurz zu halten hatte und die nicht still gesetzt werden durfte, sollte nicht die Grube ersaufen, hörte sich an wie das tief ausholende Atmen eines Niesen. Der hohe achtgedrige Schornstein aus grauen Feldbrandsteinen, der kohlenstaubige Förderturm, dort die große Fördermaschine, aus deren Ausstoßrohr der Dampf mit jedem Stößenstoß sein Ruff! Ruff! in die Luft stieß, die jetzt

still und verlassenen Ladebühnen und Separationsanlagen unter den betretenen Pappdächern, auf die die Sonne heiß brannte, jeder Raum war mir bekannt. Dort arbeitete der, dort jener meiner Bekannten.

Mittlerweile begannen die Versammlungsteilnehmer sich truppweise einzufinden. Alle schienen mir still und bellommen zu sein, es lag viel mehr Ernst auf ihren Gesichtern, als wie ich sie am Tage vorher gesehen hatte. Sie sprachen, wie sie sonst zu sprechen pflegten, aber etwas Erwartungsvolles lag auf allen. Im Judisch, den die Bergleute gewöhnlich einnehmen, sahen sie plaudernd in Gruppen zusammen. Schon mochten über tausend Personen anwesend sein, aber immer begann man noch nicht, was meiner jugendlichen Ungeduld schon zu lange dauerte. Um die Vorgänge gut übersehen zu können, hatten wir beide einen erhöhten Stand eingenommen.

Da erschienen mit einem Male einige Uniformen, was eine Bewegung hervorrief, die sich aber wieder gleich legte, als man sah, daß es die einheimischen Polizeibeamten waren, die in jungen Jahren selbst zur Grube gegangen waren und von denen man kein unberechtigtes Eingreifen erwartete.

Die Belegschaft bildete jetzt einen Kreis, in dessen Mitte nun ein langaufgehobener, hagerer Mann in mittlerem Alter trat. Ein schöner Bart gab ihm etwas Autoritatives.

Glück auf, Kameraden! Glück auf! schallte es vielhundertstimmig zurück.

„Kameraden“, begann der Redner auf plattdeutsch: „Do un'n“ — seine Hand zeigte auf den Schacht — „lette un rußt un mußt sich nigg mä. Wie hät jeh düm ersten Schriert gedohn, düm ersten kräftigen Schlag gefoahrt, lott us dü annern folgen loaten. Wat es da Bergmann dann von Dage? Nids es hä mä! Wann ne Dehrne hierobt un et dett: Wat tritt' von ehr, un et hett an Bergmann — wann't an Klüngelkeril hierobt, steht sich blätter as wann't n Bergmann kritt. Un wu wä wie behandelt? No, gitt weht jö alle, wie makt jö jeden Dage meik. Dönse Dage häuwe an Wagen Koale getriegen — mette Nischaffel häd dü Stehmer druf geschmetten. Dü beste Koale mei va ut-dann un da schlechten krie me. Wann wie ut dörse Lage haruttwek, dann mövve emig bienehr holn, mövve as da Engländer us in starke Bäume tesammen schluten. Emig sin wie stark, erzeln sin wie nids, organisiert ne grote Macht.“

Seine Rede war beendet. So schlicht und einfach er auftrat, in so inhaltsreicher Tiefe hatten seine Worte in der Sprache, die sie alle redeten, gegündet. Was bedurfte es vieler Worte; sie wußten alle, worauf es ankam, und das war genug. Dieses kurze und knappe, wobei das Wesen mehr macht als die Worte, war den westfälischen Bergleuten zuzugend.

Kameraden, begann er nun wieder nach einer Pause, wie weit jetzt Delegierte wählen. Er zog ein Stück Papier aus der Rocktasche, worauf die vom Zentralstreikomitee aufgestellten Forderungen standen. Voran die alte Kardinalforderung: Achtstündige Schicht inklusive Ein- und Ausfahrt.

Sie gitt domett inwästoon? Wä wollt Woart?

Es nigg nödig! rief man.

Dann schloa gitt Delegierte für.

Es wurden Namen gerufen. Söllt dü sien? Jo, dü wevve niärm, klang es von allen Seiten.

Die Gewählten traten in den Kreis, alles schlichte, einfache Knappen in den besten Jahren.

Nu woll' wir foartsnomm Obersteiger goan und an dü Forderungen zausteln.

Die Delegierten bahnten sich den Weg und schritten zur Wohnung des Obersteigers, der in einem im Schweizer Stil gehaltenen Zechenhaus wohnte, das am Rande des Wäldchens liegt. Sie trafen den Obersteiger in dem Garten an. Vor Neugierde getrieben, waren wir beide den Delegierten gefolgt und lugten durch die Hecke. Mit dem süßlichen Glück auf! traten sie an den Beamten heran, der ein echter Pascha in seinem Grubenreich war. Glück auf! erwiderte er schein von der Seite.

Wir wollt int usse Forderungen vörbren'g'n, sagte der Sprecher. Der Beamte nahm das ihm dargereichte Schriftstück, das die Forderungen enthielt, würdigte es keines Blickes und fuhr mit einer ans Kommandieren gewohnten näselnden und quälenden Stimme auf:

Gett nids, nids, nids — gar nids! Kö gitt dü annern mä leggen!

Glück auf! grüßten die Delegierten, der Pascha überhörte es oder schien es nicht hören zu wollen.

Im Walde warteten die Versammelten und empfingen jähweigend das Resultat; ruhig ging man auseinander.

Das war die erste Versammlung, die die Belegschaft von Hasenwinkel abgehalten hatte. Ich war von der Nüchternheit des Vorganges enttäuscht. Wie war es doch im realen Leben ganz anders. Ich hatte zündende, mit begeistertem Pathos vorgetragene Reden — und noch mehr erwartet, so wie die des jungen Stephan im *Germinale*. Und nun die Ansprache in Plattdeutsch. Nicht einmal Hochdeutsch sprach man, das klang so nüchtern und alltäglich.

Der Sprecher hat nie wieder das Wort in einer Bergarbeiterversammlung ergriffen; dies blieb seine erste und letzte Rede, wie auch sein Name unter den besten genannt wird. Es war der Bergarbeiterpoet Heinrich Kampfen.

# Kleines Feuilleton.

## Psychologisches.

**Psychologische Klitterereien.** Am Donnerstag sprach in der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin Herr A. Lebenstein über „Neue Wege zur Erforschung des Seelenlebens moderner Industriearbeiter“. Herr Lebenstein drängt sich bekanntlich seit Jahren mündlich und schriftlich an Arbeiter heran, um deren Äußerungen kritisch und verständnislos zu Büchern zusammenzutragen. War die von ihm veranstaltete Arbeiter-Dilettanten-Kunstausstellung und die Sammlung von Arbeiter-Memoiren noch ein Verdienst, so betrifft Lebenstein neuerdings den völlig ziellosen Weg der Ausfragerei (Enquete ist ein viel zu wissenschaftlicher Begriff für Ls Vorgehen). Wir haben seinerzeit sehr scharf gegen sein Buch „Die Arbeiterfrage“, das auf Grund dieser Ausfragerei zustande gekommen ist, Stellung genommen. Der Vortrag am Donnerstag hat unser Urteil nur bestätigt. Aber es war uns interessant, daß auch die bürgerlichen Zuhörer und Zuhörerinnen ob der Unwissenschaftlichkeit des Vortrages im vollen Sinne sprachlos blieben. Die Versammlung weigerte dem Vortragenden die Dankesbezeugung des Beifalls, der Vorsitzende vergaß — vielleicht absichtlich — die in jener Gesellschaft üblichen Dankesworte und niemand meldete sich zum Wort, nicht einmal zu einer Anfrage oder einer Kritik.

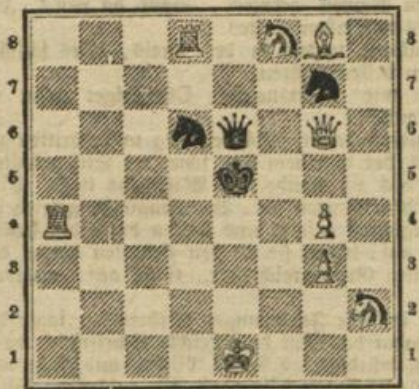
Der Vortrag bestand in der breit getretenen Mitteilung, daß Herr Lebenstein Arbeiter und Arbeiterinnen mit Briefen, Büchern und Geschenken für die Kinder bombardiert, um eine Äußerung aus ihnen herauszuloden, die er dann ohne Rücksicht auf ihren Wertstolz als Erfolg bucht. Daß Herr Ls Privatkorrespondenz aus 8432 Briefen besteht, mußten wir mehr als einmal hören. Ueber die Methoden zur Verarbeitung (Klassifizierung) seines Materials berichtet er wohlweislich auch am Donnerstag nichts. Hat Herr L sich doch sogar geweigert, sein Material namhaften bürgerlichen Dekanomen zu überlassen, damit man endlich selbständig den Wert des Materials und der Bearbeitung nachprüfen könne. Alles Neue, was wir hörten, waren ein paar Arbeiterbriefe, deren meist banaler Inhalt mit unerträglichem Pathos vorgetragen wurde.

## Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Unser Turnier. Motto: „Malepartus“.

a b c d e f g h



2+ (F0-F0L '1)

**Damenbauerneröffnung.** (28. April. Weiß — A. Niemzowitsch; Schwarz — Dr. S. Tarrasch.) 1. d4, d5; 2. Sf3, c5 (c6!); 3. e4 (Besser de, e6; e4! zc. Oder de, Sf6; e3 nebst eventuell b4) 3. . . . e6; 4. e3 (Sc3!) 4. . . . Sf6; 5. Ld3, Sc6; 6. 0-0, Ld6; 7. b3, 0-0; 8. Lb2, b6; 9. Sbd2, Lb7, 10. Te1, De7; 11. ed, ed; 12. Sh4, g6; 13. Sh3 (g3! statt der Tempoverluste) 13. . . . Tcd8; 14. de, de; 15. Lb5 (Lauter tempoverlustige Manöver. In Betracht kam: a3, Se4; De2, f5; La1 nebst event. Db2 zc.) 15. . . . Se4; 16. LxS, LxL; 17. De2 (g3!) 17. . . . SxS; 18. Sxd2, d4!; 19. ed? (Weiß übersieht die nun folgende, geistreiche Opferkombination, der es sonst mit e4 vorbeugen würde.) 19. . . . Lxh2!; 20. KxL Dh4!; 21. Kgl, Lxg2!; (Der Schlüssel der Kombination. Auf KxL würde nun Dg4! nebst Td8-d5-h5! folgen.) 22. f3, Tfe8!; 23. Se4, Dh1!; 24. Kf2, LxT; (Wegen Dh2! darf Weiß nicht wiedernehmen.) 25. d5?, f5; 26. De3, Dg2!; 27. Ke3, Txs!; 28. fxc4, f4!; 29. Kx14, Tf8!; 30. Ke5!, Dh2!; 31. Ke6, Tg8!; 32. Kd7, Lb5!

Verantw. Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

**Spanisch.** (22. April. Weiß — Bernstein, Schwarz — Gunsberg.) 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0-0, Le7 (Sxe4!); 6. Te1, d6 (üblicher ist zuerst b7-b5); 7. LxSf (c3!), 7. . . . bxc6; 8. d4, ed; 9. Sxd4, Ld7; 10. Sc3, 0-0; 11. Lg5, Se8; 12. LxL, Dxe7; 13. Dd3, De5; (Besser g6 nebst Sg7) 14. Tcd1, De5? (Verhältnismäßig besser d5) 15. e5!, d5 (Auf d5 folgt Sb3, Dd6; De3 zc.) 16. Sb3, Db4; 17. a3 Dg4 (etwas besser De7); 18. De3, g6; 19. Td4 (zwingender sofort Sc5) 19. . . . Df5? (De6; Dh6, f5 zc. hätte die Katastrophe verzögert!) 20. Sc5, Le6 (rettet den Läufer, verliert aber die Dame); 21. g2-g4, Dxc2; 22. Td2. Aufgegeben (weil die Dame keinen Zug hat).

**Spanisch.** (2. Mai. Weiß — Bernstein, Schwarz — Em. Lasker.) 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, Sf6 (a6!) 4. 0-0, d6 (Sxe4!; d4, a6! zc.) 5. d4, Ld7; 6. Sc3, Le7; 7. Te1, ed; 8. Sxd4, 0-0; 9. Lxc6 (Lf4!) 9. . . . bxc6; 10. Lg5, h6; 11. Lh4, Te8; 12. e5, Sh7; 13. Lg3, a5; 14. Dd3, Lf8; 15. exd6 (Erleichtert nur den Gegner. Besser f2-f4) 15. . . . cxd6; 16. TxT, DxT; 17. Sf3, Lg4; 18. Td1, d5; 19. h3, LxS; 20. DxL, Sg5; 21. Dd3, a4; 22. Kf1, De8 (Wechselt event. Da6) 23. Se2, Db7; 24. b3, Se4; 25. Lf4, Le5; 26. Le3, LxL; 27. DxL, ab; 28. ab, Ta2; 29. f3, Sg5; 30. Dd3, Se6; 31. Sc2, Ta8; 32. Te1, Db4; 33. Se2, De5; 34. c3, Dd6; 35. Sd4, Dh2! (Besser war Dg3; SxS, fxe6! zc. Oder auch einfach SxS! Der Zugzug kostet einen Bauer für einen ungenügenden Angriff) 36. SxS, Ta2; 37. Te2, Taf!; 38. Kf2, fxe6; 39. Dg6, De7; 40. Dxc6!, Kh8; 41. b4, Ta8; 42. De3, Dd8; 43. Dd4, Kh7; 44. h4, Dd7; 45. Dd3!, Kh8; 46. De3, Te8; 47. De7, Df5; 48. De6, Df8; 49. Dd7, c5; 50. b5, d4; 51. cxd4, Td8; 52. Dd7, Dxd; 53. Txd, Txd4; 54. b6, Tb4; 57. b7, Kh7; 58. h5. Aufgegeben. (Der weiße König bringt entscheidend ein.)

**Sachnachrichten.** Das kleiner Meisterturnier zu Baden bei Wien hat folgende Reihenfolge der Preisträger ergeben: Spielmann, Dr. Tartakower, Schlechter und Breyer (nicht hinter den Preisträgern Johner und Reisi).

Im Petersburger Großmeisterturnier ist nach Beendigung (7. Mai) des ersten, allgemeinen 11-gliedrigen Turnus folgendes Resultat erzielt worden:

Teilnehmer	Capablanca	Lasker	Tarrasch	Marshall	Alechin	Bernstein	Rubinstein	Niemzowitsch	Janowski	Stadburne	Gunsberg	Gewonnene Points
1. Capablanca . . . . .	—	1/2	1/2	1/2	1	1	1/2	1	1	1	1	8 (1)
2. f Lasker . . . . .	1/2	—	1/2	1/2	1/2	1	1/2	1	1	1	1	6 1/2
3. f Tarrasch . . . . .	1/2	1/2	—	1/2	1/2	1	1/2	1	1	1	1	6 1/2
4. f Marshall . . . . .	1/2	1/2	1/2	—	0	1	1/2	1/2	1	1	1	6
5. f Alechin . . . . .	0	1/2	1/2	1/2	—	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2	6
6. f Bernstein . . . . .	0	0	1	0	1/2	—	1/2	1/2	1	1/2	1	5
7. f Rubinstein . . . . .	1/2	0	1/2	1/2	1/2	1/2	—	1/2	1	1/2	1	5
8. f Niemzowitsch . . . . .	0	1/2	0	1/2	1/2	1/2	1/2	—	1/2	0	1	4
9. f Janowski . . . . .	0	0	1	0	1/2	0	0	1/2	—	1/2	1	4
10. f Stadburne . . . . .	0	0	0	0	1/2	1/2	1	0	0	—	1	3 1/2
11. f Gunsberg . . . . .	0	0	0	1/2	0	0	0	0	1/2	0	—	1

Verlorene Points . . . . . 2 3 1/2 3 1/2 4 4 5 5 6 6 1/2 6 1/2 9 55 Part.

Demnach kommen in die „Siegergruppe“ (das heißt die ersten 5, von denen jeder über die Hälfte seiner Gesamtpoints im ersten Turnus erzielt hatte) die Herren: Capablanca (8), Lasker (6 1/2), Tarrasch (6 1/2), Marshall (6) und Alechin (6). Mit den hier eingeklammerten Zählern haben programmäßig diese fünf Herren nun in ein endgültiges Turnier von zwei Turnussen (das heißt jeder gegen jeden zwei Partien) zu treten und zwar nur untereinander; das heißt die in der obigen Tabelle zulegt genannten 6 Personen hätten programmmäßig nummehr endgültig auszuschneiden. Die endgültige Reihenfolge der Preisträger soll laut Programm aus dem nun bevorstehenden beschränkten 5-gliedrigen und doppelturnigen Turnier der „Siegergruppe unter einander“ hervorgehen. (Jeder hätte also noch 8 Partien zu spielen.)

Weil aber, wie gesagt, die 5 Teilnehmer des bevorstehenden „Siegerturniers“ in dasselbe von vornherein mit der im soeben beendigten allgemeinen 11-gliedrigen Turnus erreichten Zählerzahl eintreten, hat Capablanca mit seinen 8 (!) Zählern fast so gut wie seinen Rivalen mehr auf den ersten Platz. Denn sogar die nächsten zwei (Lasker und Tarrasch) treten ins „Siegerturnier“ mit nur 6 1/2 Zählern ein und bei der kurzen Distanz von nur 8 zu spielenden Partien ist eine erfolgreiche Einholung der Differenz von 1/2 Points als kaum möglich zu betrachten.